



**BERLINER SPAZIERGÄNGE**

ARMIN A. WOY

# Grusel in Berlin



# Zwischen Alexanderplatz und Rotem Rathaus

## Der Todeswürfel

*Startpunkt ist der Alexanderplatz, ein heute pulsierendes Zentrum in Berlin. Einstmals war hier in der Stadtmauer, welche auf der heutigen Trasse der Stadtbahn verlief, das Georgentor. Vor diesem befand sich als Hinrichtungsort der Galgen, und hier ereignete sich folgende Geschichte:*

Der Brunnen  
der Völker-  
freundschaft  
auf dem  
Alexander-  
platz

Zur Zeit des großen Kurfürsten hatte ein Waffenschmied eine bildschöne Tochter. Um diese bewarben sich zwei Soldaten des Kurfürsten. Obwohl die beiden außer ihrer Stelle nicht viel zu bieten hatten, wagte es der Vater doch nicht, sie zurückzuweisen, da diese hoch in der Gunst des Kurfürsten standen. Das Mädchen selbst jedoch entschied sich anfangs für keinen der beiden. Der eine Bewerber hieß Heinrich und war ein stiller und introvertierter Mann, während der andere, Rudolph, ein heftiger und impulsiver Mensch war. Nach einiger Zeit jedoch fühlte sich die Jungfrau mehr zu dem stillen Heinrich hingezogen.

Als nun Heinrich eines Abends den Waffenschmied aus den Händen roher Gesellen, die ihn misshandeln wollten, befreit hatte und überdies auch zu dieser Zeit durch eine Erbschaft zu Gelde gekommen war, da gab ihm auch



der Vater den Vorzug vor seinem Kameraden Rudolph. Dieser musste nun zwar notgedrungen Heinrich das Feld überlassen, beschloss aber, bittere Rache zu nehmen. So schlich er dem Liebespaar nun auf Schritt und Tritt nach, und als er sie eines Abends, im Schatten der Häuser versteckt, am Brunnen beobachtete, wurde er durch die Liebkosungen, welche das Mädchen ihrem Liebhaber zuteilwerden ließ, rasend vor Eifersucht. Nachdem sich Heinrich von dem Mädchen verabschiedet hatte, stürzte er sich auf sie, riss sein Schwert aus dem Schaft und stach es dem Mädchen in die Brust.

Als er noch über dem Mädchen kniete, kam just in diesem Augenblick jemand um die Ecke und sah das Mädchen in der Blutlache liegen und Rudolph über sie gebeugt. Natürlich hielt man ihn sofort für den Täter und stürzte auf ihn los.

Dieser jedoch fing an zu rufen und zu schreien und sagte: „Nicht ich war es, der Heinrich war es. Er ist gerade davongerannt, schnell, rennt ihm hinterher, stellt ihm nach und fangt ihn.“ So wurde Heinrich ebenso verhaftet wie Rudolph.

Der unglückliche Vater des Mädchens flehte den Kurfürsten um Bestrafung des Verbrechens an. Nun waren aber beide verdächtig: der Rudolph, den man über dem blutigen Mädchen gefunden hatte, wie auch der Heinrich, der zuvor noch mit dem Mädchen von anderen Zeugen gesehen worden war. Beide jedoch leugneten entschieden die Tat, und auch die Folter brachte aus



ihnen kein Geständnis heraus, sodass der Kurfürst es nicht wagte, ein Urteil zu fällen, sondern die Entscheidung Gott anheimstellte. Ein Gottesurteil sollte den wahren Täter überführen. So befahl der Kurfürst, dass die beiden um Tod und Leben würfeln sollten, und zwar dergestalt, dass derjenige, der den höchsten Wurf getan, für unschuldig zu erachten sei, der andere aber hingerichtet werden sollte.

Ein Tag, an dem das furchtbare Gottesurteil herbeigeführt werden sollte, wurde festgelegt. Soldaten marschierten am Galgen vor dem Georgentor auf, ein Geistlicher war zugegen, und nicht weit entfernt stand ein Sarg. Auch eine große Volksmenge war zusammengeströmt, um dem Ereignis beizuwohnen. Beide Angeklagten schritten fest zu dem Gottesgericht, und Heinrich forderte noch einmal, während er seine Unschuld beteuerte, seinen Kameraden auf, sich schuldig zu bekennen. Allein, es war umsonst. Rudolph nahm die Würfel, die auf einem Fell lagen, welches über eine Trommel ausgebreitet war, schüttelte sie und warf – zwei Sechsen, sodass damit eigentlich seines Gegners Los entschieden war, denn es war wohl nicht zu vermuten, dass dieser ebenfalls zwei Sechsen werfen würde. Doch Heinrich ließ sich nicht beirren. Gläubig sah er gen Himmel und flehte zu Gott, er möge ein Zeugnis seiner Unschuld ablegen. Und seht, was geschah: Als er die Würfel auf die Trommel warf, zersprang der eine, der andere zeigte eine Sechs, und die zwei Seiten des zersprungenen Würfels zeigten eine Sechs und eine Eins, sodass er 13, also einen Punkt mehr als sein Gegner geworfen hatte.

Von diesem offensichtlichen Gottesurteil war Rudolph nun so ergriffen, dass er seine Schuld nicht mehr leugnete, sondern ehrlich gestand, wie sich die Sache zugetragen hatte. Der Kurfürst jedoch wagte nicht, die Hinrichtung des Schuldigen zu befehlen, sondern verurteilte ihn, um ihm Zeit zur Reue zu lassen, zu ewigem Gefängnis.

## Der Scharfrichter als Heilkünstler

*Nun geht es in die Littenstraße, welche von der Grunerstraße südlich des Alexanderplatzes abzweigt. Hier befindet sich die Ruine der Franziskaner-Klosterkirche, an der eine wundersame Heilung stattfand:*

Die Scharfrichter (die mit der Schärfe des Richtbeils oder Richtschwertes richteten) – welche nicht immer unbedingt einen guten Ruf hatten – haben ja zu allen Zeiten oftmals auch den Ärzten ins Handwerk gepfuscht. Durch ihre Tätigkeit erlangten sie Wissen über den Knochenbau und die Anatomie, und manchmal wussten sie mehr als die Bader, welche damals die Kuren für Kranke durchführten. So verdienten sie sich oftmals als „Chirurgen“ oder auch als Rossärzte etwas dazu. Manche verkauften sogar aus den Körpern der Hingerichteten gewonnene Substanzen, denen eine besondere Heilwirkung zugeschrieben wurde, wie z. B. das „Armsünderfett“ (Menschenfett). Dies war auch in Berlin nicht anders.

Es begab sich jedoch einmal zu der Zeit, als der Kurfürst Joachim I. (1499–1535) regierte, dass der damalige Scharfrichter von Berlin eine ganz besondere Kur an Versehrten anwandte.



Ruine der Franziskaner-Klosterkirche an der Littenstraße



Es war die Karwoche, und die ganze Stadt bereitete sich auf den Karfreitag und das darauffolgende Osterfest vor. Am „Grünen Donnerstag“, direkt vor Karfreitag, lagen nun einmal drei arme Bettler vor der Franziskaner-Klosterkirche. Mit dem Bau einer „Bettelordenskirche“ für das Graue Kloster der Franziskaner war bereits um 1250 begonnen worden. Hier lagen nun diese drei Bettler und taten gar jämmerlich und wanden sich, als hätten sie Krämpfe. Einer hatte sogar Schaum vor dem Mund. Darüber hinaus sahen sie aus, als wären sie Krüppel und seien lahm.

Nun geschah es, dass der Berliner Scharfrichter – von der Bevölkerung „Meister Hans“ genannt – just am Franziskanerkloster vorbeikam und der jammernden Bettler gewahr wurde. Da ihn die armen Geschöpfe dauerten, ging er näher heran. Er besah sich die Leute genauer. Dabei bemerkte er, dass der Schaum, welchen einer vor dem Mund hatte, doch nur eitel Seifenschaum war. So ging der Scharfrichter vor den Kurfürsten und erzählte diesem von den drei Bettlern vor der Franziskaner-Klosterkirche. Als er seinen Bericht geschlossen hatte, fragte er den Kurfürsten untertänigst, ob er denn diese drei Bettler wohl gesund machen dürfe, denn er habe eine gar wirksame Kur für diese. Der Kurfürst gewährte ihm seine Bitte.

Nun ging der Scharfrichter wieder zur Klosterkirche zurück. Er baute sich vor den Bettlern auf, besah sich diese noch einmal und zog dann in aller Ruhe eine Knotenpeitsche unter seinem Wams hervor. Mit dieser schlug er nun so unbarmherzig auf die vermeintlichen Krüppel ein, dass Staubwolken aus ihren Gewändern aufstiegen.

Die so malträtierten Männer zogen schnell ihre Messer – aber nicht, um sich gegen den auf sie einschlagenden Scharfrichter zu wehren, sondern um sich die Stricke zu zerschneiden, mit denen sie die Beine unter ihrem Leib zusammengebunden hatten. Rasch sprangen

sie auf und rannten so schnell es irgend ging in Richtung Georgentor zur Stadt hinaus. Meister Hans jedoch hat ihnen bis zum Stadttor das Geleit gegeben und seine Knotenpeitsche die Musik dazu gepfiffen.

Der Kurfürst, der eigentlich doch ein gar ernster Mann war, hatte darüber diesmal nun doch lachen müssen und Meister Hans für seine „Wunderheilung“ gelobt. Fortan erfreute sich dieser des besonderen Wohlwollens des Kurfürsten.

Die  
Parochialkir-  
che Anfang  
des 19. Jahr-  
hunderts

## Die Singuhr der Parochialkirche

*Vorbei an den ältesten Resten einer früheren Stadtmauer geht es, nach rechts abbiegend, über die parallel verlaufende Waisenstraße zur Parochialstraße. Hier befindet sich die namengebende Kirche.*

Die Singuhr im Turm der Parochialkirche war berühmt und weit über Berlin und die Mark Brandenburg hinaus bekannt. Viele Reisende kamen in die Stadt, nur um dieses herrliche Glockenspiel zu hören, und ließen ihr Geld in den Wirtshäusern und Geschäften der Residenz. Die Spieluhr befand sich unterhalb der Turmspitze, welche von vier Löwen getragen wurde, und entstand 1717 als



zweites Glockenspiel nach der Errichtung des Turmes. Zum Abschluss des Spiels, welches zu jeder vollen Stunde ertönte, „brüllten“ die Löwen.

Wegen des großen Erfolges dieser schönen Singuhr, wie sie im Volksmund genannt wurde, war der Bürgermeister Berlins überrascht, als er eines Tages hören musste, dass der Meister, welcher diese Spieluhr geschaffen hatte, dabei sei, eine ähnliche Uhr für eine andere Stadt anzufertigen. Man zitierte den Uhrmacher vor den Rat und erinnerte ihn an seinen Eid, niemals ein zweites Kunstwerk dieser Art zu bauen. Der Uhrmacher jedoch erklärte, davon nichts wissen zu wollen, denn er müsse seinem Gewerbe nachgehen, und die neue Singuhr, die er baue, würde noch viel prächtiger als die erste werden. Hierüber waren die Ratsherren gar stark ergrimmt, und da sie nicht wollten, dass eine andere Stadt eine gleichwertige Attraktion besäße, ließen sie dem Uhrmachermeister kurzerhand die Augen ausstechen. Somit bestand keine Gefahr mehr, dass jemals ein Glockenspiel hergestellt werden könnte, das schöner klänge als das Berliner.

Der arme geblendete Mann hatte jedoch eine Bitte: Er wollte auf den Turm geführt werden, um sein Werk wenigstens noch einmal ganz aus der Nähe anhören zu können. Diese Bitte wollte ihm der Rat nicht abschlagen, und so führte einer der Uhrmachergesellen den Blinden die steile Treppe des Turmes empor. Nachdem sie in die Turmspitze gelangt waren, kündigte die Spieluhr die volle Stunde an, und die Löwen begannen zu brüllen – doch sie hatten zum letzten Mal gebrüllt.

Denn der Meister hatte mit einer schnellen Handbewegung etwas am Räderwerk verändert, und hierdurch war die Spieluhr entzweigegangen. Vergebens rief der Rat Berlins die besten Uhrmacher der Stadt, vergebens ließ er berühmte Meister aus anderen Orten kommen: Keiner konnte den Fehler entdecken und beheben, und so blieben die Löwen nunmehr für alle Zeiten stumm.





## Die Rippe

*Der Parochialstraße weiter folgend, gelangt man zum Molkenmarkt mit der heute überdimensionierten Straßenkreuzung.*

In grauen Vorzeiten lebten einmal Riesen in der Mark Brandenburg, doch da die Menschen immer zahlreicher wurden und das Land bebauten und Städte gründeten, wurde es für die Riesen immer ungemütlicher, und sie wanderten in einsame Gegenden aus. Zuletzt lebte nur noch ein einziger junger Riese in einer Höhle in den Müggelbergen. Er fühlte sich sehr allein und hätte gern geheiratet, aber weit und breit war kein Riesenmädchen mehr zu finden. Und da er so verzweifelt war, dachte er sich schließlich: Die Größe allein macht es auch nicht. Und so raubte er kurzerhand eine junge Berlinerin und nahm sie mit in sein Zuhause in den Müggelbergen.

Die geraubte Berlinerin war, wie man sich natürlich vorstellen kann, nicht davon begeistert, mit dem Riesen in einer Höhle fernab der Heimat zu hausen, und außerdem war sie mit einem jungen Schmiedegesellen verlobt. Aber die Berlinerinnen wussten sich schon immer

In den Müggelbergen soll der letzte Riese der Mark Brandenburg gelebt haben.





Hauszei-  
chen des  
ehemaligen  
Restaurants  
„Zur Rippe“  
in der Post-  
straße 17

in allen Lebenslagen zu behaupten. So versuchte sie, das Vertrauen des Riesen zu erlangen, redete diesem ein, sie wäre überaus glücklich, seine Frau werden zu dürfen. Hoherfreut schenkte der Riese ihr Glauben. Sie aber hatte es inzwischen fertiggebracht, mit ihrem Bräutigam in Verbindung zu treten. Und als schließlich eines Tages der Riese fest eingeschlafen war, gab sie ihrem Verlobten ein Zeichen. Der Schmiedegeselle und seine Kameraden zogen mit Knüppeln, Hämmern und Eisenstangen bewaffnet in die Müggelberge. Dort angekommen, fielen sie über den schlafenden Riesen her und schlugen ihn vereint mit ihren Waffen tot.

Der Schmiedegeselle hatte seine Verlobte befreit, und der Riese war tot. Doch was sollte nun mit dem Leichnam geschehen? Da der Riese so groß war, dass sein Leib nicht auf einem Kirchhof Platz hatte, musste man ihn in viele Teile zerstückeln und auf allen Kirchhöfen der Stadt begraben.

Und zum Zeichen, dass die Geschichte der Wahrheit entsprach, hing man an ein Haus am Molkenmarkt (Mühlendamm/Ecke Poststraße) ein Schulterblatt und die Rippe des toten Riesen. Seit dieser Zeit gibt es nun keine Riesen mehr in unserer Gegend.



## Der Wucherbäcker oder der Schelmeneid

*Die Spandauer Straße führt zum Roten Rathaus, dessen Haupteingang sich in der Rathausstraße befindet. Das heutige Gebäude steht an der Stelle des früheren Rathauses, welches auch der Ort kleinerer Gerichtsverhandlungen war.*

Vor langer Zeit lebte in Berlin ein Bäcker, der sich durch sein Bäckergeschäft, aber auch durch List und Betrügereien, ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Eines Tages beschloss er, das Geschäft aufzugeben und sich durch Wucher ein noch größeres Vermögen auf eine leichtere Weise zu verschaffen. Er lieh das Geld allerdings nur solchen Personen, die es nicht entbehren konnten und ihm daher höhere Zinsen und endlich das Darlehen doppelt und dreifach zurückzahlen mussten. Doch wurde die schändliche Wucherei bald allgemein bekannt, und der Geizhals wurde von allen gemieden – niemand mehr fragte nach seinem Geld, und er war genötigt, nun von seinen Zinsen zu leben. Das jedoch tat natürlich seiner Wucherseele sehr weh. So ersann er sich schließlich eine neue Art, Geld zu verdienen.

Seine Idee war, sich nun selbst Geld von anderen zu borgen und die Gläubiger um Zinsen und Kapital zu betrügen. Der Erste, an dem er seine Schurkerei übte, war der Bäcker Kunz, sein ehemaliger Lehrling, dem er sein Geschäft käuflich überlassen hatte.

„Da ich eben kein bares Geld im Hause habe“, trat er eines Morgens zu dem Bäcker Kunz in die Stube, „so wärest du wohl so gut, mir auf drei Tage 50 Dukaten zu borgen, da ich selber gerade dieses Geld nicht habe und eine größere Zahlung tätigen muss?“ Der Bäcker Kunz, der frühere Geselle des Wucherbäckers, hegte natürlich keinen Argwohn. Er wusste, dass sein früherer Meister selbst so viel Geld habe, dass er ein sicherer Schuldner sei. Er gab ihm also die erfragten 50 Dukaten sofort,

Das Berliner  
Rathaus im  
18. Jahrhun-  
dert

ohne einen Zeugen oder einen Schuldschein zu verlangen. Jener aber lachte sich ins Fäustchen und nahm sich vor, seinem vertrauensvollen Geschäftsnachfolger auch nicht einen Heller wiederzugeben.

Der dritte Tag war vorüber, und der Erborger hatte keine Zahlung geleistet. So vergingen also die Tage, und der Bäcker Kunz wartete geduldig noch ganze acht Tage. Als er seinen alten Meister dann auf der Straße traf, bat er um die fällige Wiederbezahlung des Geldes. Da fuhr der Wucherbäcker auf, wie er denn die 50 Dukaten noch einmal von ihm fordern könne, da er doch solche ihm bereits zurückgezahlt hätte. Kunz aber wusste nicht, ob er wache oder träume, und versicherte, noch keinen Heller wiedererhalten zu haben! Da wurde der Wucherer noch heftiger, und es entstand ein so lebhafter Wortwechsel, dass dadurch eine bedeutende Menschenmenge herbeigelockt wurde. Jeder der Streitenden blieb aber bei seiner Behauptung, an deren Wahrheit bei Kunz niemand zweifelte. Damit jedoch war dem nicht geholfen, denn er konnte auf eine so bedeutende Summe Geldes nicht verzichten, und so brachte er die Sache vor den Rat der Stadt.

Nun wurden aber zu der Zeit, als dies geschehen ist, noch nicht so lange Prozesse geführt, wie dies jetzt der Fall ist, sondern die Händel zwischen Kläger und Beklagten wurden einfach nach mündlicher Verhandlung beider Teile durch den Richter geschlichtet. Dieser ließ den Bäcker vorladen, der auch sogleich mit einer kalten, gleichgültigen Miene und einem dicken spani-





schon Rohr (Rohrstock) erschien. Eine Menge neugieriges Volk folgte. Wie vorher schon räumte der Bäcker auch hier das Faktum des Darlehens ein, behauptete aber, die geliehene Summe zu rechter Zeit zurückgegeben zu haben, und erbot sich, die Wahrheit seiner Aussage eidlich erhärten zu wollen. Sein Gegner nahm dieses Angebot an, weil er nicht glaubte, dass der Wucherer wegen so einer für ihn doch geringfügigen Summe einen Meineid schwören würde.

Um die Hände frei zu bekommen, bat der Bäcker den neben ihm stehenden Kunz, unterdessen seinen Hut und den Stock zu halten. Und der Bäcker schwor, dass er seinem ehemaligen Lehrjungen und Gesellen, richtig und gewissenhaft, die geliehenen 50 Dukaten zurückgegeben habe. Kaum aber hatte derselbe die Eidesformel vollends ausgesprochen, entstand unter den Anwesenden ein lautes Murren, weil jedermann überzeugt war, dass eben ein Meineid geschworen worden sei.

Als der Wucherbäcker nun die Treppe vom Rathaus hinunterstieg und unten angekommen war, preschte plötzlich eine schwarze Kutsche mit vier schwarzen Pferden um die Ecke. Die Pferde überrannten den Bäcker, und die Kutsche zermalmte die Knochen des Wucherers. Dabei zersprang das spanische Rohr des Bäckers, und 50 Dukaten rollten über die Straße. So wurde es offenbar, dass der Wucherbäcker einen Schelmeneid geleistet hatte. Denn er hatte dem Bäcker Kunz buchstäblich die 50 Dukaten beim Eid in die Hand gegeben.

# Vom Neptunbrunnen zur Domkirche

## Die grausige Hinrichtung des Lippold

*Zwischen Rotem Rathaus und Marienkirche steht heute der Neptunbrunnen – ungefähr am ehemaligen südlichen Rand des damaligen Neuen Marktes. Hier ereignete sich Schauriges:*

In der Regierungszeit des Kurfürsten Joachim II. (1535 –71) spielte in Berlin ein jüdischer Bürger namens Lippold eine sehr wichtige Rolle. Dieser stand in hoher Gunst bei seinem Herrn und war sein Kammerdiener, Leibarzt, Münzmeister und auch Ratgeber. Hierdurch hatte er fast überall seine Hände im Spiel.

Da begab es sich, dass der Kurfürst in Köpenick, wo er sich zur Wolfsjagd aufhielt, am 3. Januar des Jahres 1571 in der Nacht plötzlich verstarb – nachdem ihm Lippold zum Schlaf einen Trunk gereicht hatte. Nun führte zwar der Rat Maienburg in seiner Leichenrede aus, dass der Kurfürst wahrscheinlich an Stickfluss (Wasserlunge) gestorben und dies aus einem offenen Schaden entstanden wäre, den er vormals gehabt und der von einer einst übel kurierten Rose zurückgeblieben sei. Dennoch behauptete die allgemeine Volksstimme, Lippold habe den Kurfürsten vergiftet.

Nun hatte aber einer der Wächter, die ihm ins Haus gesetzt waren, um ihn zu bewachen, während eine Untersuchung wegen von ihm betriebener Unterschlagung gegen ihn im Gange war, gehört, wie seine eigene Frau in einem Streite mit ihm gesagt hatte: „Wenn der Kurfürst wüsste, was Du für ein böser Schelm bist und was Du für Bubenstücke mit Deinem Zauberbuche kannst, so würdest Du schon längst kalt sein.“ Diese Worte wurden dem Kurfürsten Joachim Friedrich hinterbracht und es ward nun sofort eine Untersuchung gegen ihn wegen

getriebener Zauberei und Vergiftung des verstorbenen Kurfürsten angestellt.

Wegen des gedachten Verbrechens ward Lippold ohne Weiteres auf die Folter gebracht, und er gestand unter den unmenschlichsten Martern alles, was man von ihm wissen wollte. Das bewusste Zauberbuch ward ihm abgefordert und von einem dazu vereideten Juden ins Deutsche übersetzt, da es in hebräischer Sprache abgefasst war. In demselben standen gar wunderliche Dinge, z. B. wie man ein, zwei und mehr Teufel in ein Glas bannen und es oben versiegeln könne, dass sie darin bleiben und im Notfall auf alle Fragen antworten mussten. Eine andere Art Teufel ließ sich mit vier Haselstöcken und Haaren von einem gefangenen Diebe bannen. Nach dem bei den Akten jenes Prozesses befindlichen Geständnis sollte er zu seinen Zaubereien allerlei Dinge gebraucht haben: z. B. einen Zahn von einem schwarzen Hunde, Menschenknochen, eine gekaufte Schwalbe, zerbrochene Nähadeln in einem Federkiel eingeschlossen, neun Faden Zwirn in einer Nähadel, einem Hahn durch die Zunge gezogen, zauberische Charaktere auf Pergament geschrieben und dergleichen. Um den verstorbenen Kurfürsten zu verzaubern und seine Gunst zu gewinnen, hatte er etwas von dessen Haaren, Rock und Hosen genommen und solches vor dem kleinen Treppenturm unter der Schwelle zu Grimnitz eingegraben und vieles andere mehr. Später bekannte er auf der öfters mit ihm



Zeitgenössischer Kupferstich der Hinrichtung Lippolds





Die Marien-  
kirche, 1292  
erstmals  
urkundlich  
erwähnt, ist  
die älteste  
noch sakral  
genutzte  
städtische  
Pfarrkirche  
Berlins.

vorgenommenen Tortur noch, dass er den Kurfürsten durch einen Trunk vergiftet, den dieser durch Zauberei eingenommen habe.

Er wurde auf dieses Bekenntnis hin mittwochs vor Fastnacht 1573 am Gerichtstage vor gehogter Bank (eingefriedeter Tisch, an welchem das Gericht saß) vorgeführt, um sein Bekenntnis öffentlich abzulegen und sein Urteil mit dem Zauberbuche am Halse gebunden anzu-

hören. Als er aber hier alles wieder leugnete, peinigte ihn der Scharfrichter auf dem Berliner Rathause zu guter Letzt, bis ihm das Blut zum Halse herauslief. Darauf bekannte er alles, was der Richter wollte, und wiederholte seine vorherigen Aussagen.

Er wurde hierauf an verschiedenen Orten zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt und auf dem Neuen Markte zu Berlin auf einem dazu erbauten Gerüste an Armen und Beinen mit vier Stößen gerädert, nochmals in vier Stücke zerhauen und das Eingeweide mit dem Zauberbuche verbrannt. Als sogleich eine große Maus unter dem Gerüst hervorkam, die nicht mitverbrennen wollte, haben fromme Leute dies für den Zauberteufel gehalten, der sich in Sicherheit bringen wollte. Die Stücke des verurteilten Lippold wurden an vier besonderen Galgen an den Landstraßen aufgehängt und der Kopf auf das Geortentor gesteckt.

Von seinem Vermögen bezahlte man die Gerichtskosten und seine Schulden, das übrige, was etwa noch 1000 Taler betrug, erhielt seine Witwe, die mit ihren neun Kindern das Land verlassen musste.

